

## Der sozialwirtschaftliche Stand der schweizerischen Bevölkerung

Vortrag, gehalten am 12. Oktober 1925,

in der Jahresversammlung der Schweizerischen Statistischen Gesellschaft in Zug

Von Prof. Dr. H. Schorer, Freiburg

---

In der heutigen nationalökonomischen Lehre steht die Produktionsorientierung weitaus voran; die Konsumtion wird meist ganz stiefmütterlich behandelt, mit oder ohne ausdrücklicher Betonung, dass sie eigentlich nicht mehr zum Stoffgebiete der Wirtschaftslehre gehöre. Den Beziehungen zwischen wirtschaftlichen Vorgängen und Tatsachen zum Volke, den Rückwirkungen der Wirtschaft auf die soziale Gesellschaft wird gemeinhin nicht viel Beachtung geschenkt. Man darf füglich die stärksten Zweifel hegen, ob heute auch schon von einer «Volks»-wirtschaftslehre gesprochen werden darf, ob darin nicht eine Anmassung liegt; jedenfalls würde der Ausdruck «National»ökonomie oder auch noch «Staats»-wirtschaftslehre das, was tatsächlich vorliegt, besser kennzeichnen; auch erscheint es denn doch recht weitgehend, wegen Berücksichtigung des Tauschmomentes, ja Aufbau auf demselben, allein den Ausdruck Sozialökonomie zu beschlagnehmen.

Wie in der Lehre die technisch bestausgebildete Organisation von Produktion und Markt, so steht im praktischen Wirtschaftsleben der Erwerbsgewinn allem voran. Wenn nur mit möglichst wenig Aufwand, möglichst geringer Mühe möglichst viel gewonnen wird. Der soziale Wert der Erwerbstätigkeit wie des Produktes mag gering oder gar negativ sein. Ob in Damenmodehüten oder im Bau von Arbeiterhäus'chen, ob in der Schnapsbrennerei oder im Brotgetreidebau, ob mit Feuerwerksartikeln oder mit Wasserstiefeln Geld gewonnen wird, das bleibt der üblichen Betrachtungsweise höchst gleichgültig; wenn nur Gewinne gemacht werden, und zwar nur an Geld — nicht etwa an Gesundheit, behaglichem Wohnen, kräftiger Ernährung in einer Bevölkerung. Die zuletzt berührten, zunächst nur sozialen «Gewinne» würden sich später indirekt auch rein wirtschaftlich ausleben, besonders in erhöhter Arbeitsintensivität (Arbeitsfrische, Arbeitsfreude), die gegenüber der immer wieder und bis zum Überdruß behandelten Arbeitszeitfrage ungebührlich unterschätzt wird; sodann, vielleicht nicht minder stark, in verminderten Soziallasten, Versicherungsbeiträgen aller Art.

Nur ein Beispiel sei ins Einzelne gegeben, an dem der Gegensatz zwischen der rein ökonomischen und meiner sozialwirtschaftlichen Auffassung so recht in die Augen springt. In seiner Schrift «Wie baut der Landmann zweckmässig und billig» wendet sich Professor Hans Moos gegen die Ausschreitungen in der Ausstattung des Landgutes mit Gebäudekapital, besonders bei den Wohngebäuden. Die Gebäude erscheinen in der Schweiz als «Ausstattungsstücke der Bauernfamilie». «Wenn ein Schweizer Bauer auf die Farm eines reichen englischen Lords kommt,

so ist er erstaunt über die primitiven Farmgebäude und unwillkürlich werden ihm die Worte entgleiten: Man könnte meinen, dieser Bauer mache am Verlumpfen! Für eine solche Auffassung hätte der praktische, nüchtern rechnende Engländer nur ein mitleidiges Lächeln; denn er treibt Landwirtschaft des Reinertrages halber, und ihm erscheinen die Gebäude nur als Mittel, den Reinertrag zu erzeugen; seine persönliche Ausstattung sucht er nicht in luxuriösen Ökonomiegebäuden, sondern in ganz anderen Dingen.» — In der «Gazette de Lausanne» kam kürzlich (13. September) der geistvolle Pierre Deslandes auf das gleiche Thema zu sprechen; er empfahl bei ländlichen Neubauten, selbst bei denen billigerer Art, an Komfort wie Wasserleitung, Heizung, Elektrizität nicht zu sparen; die Bauerntochter denke weniger daran, in die Stadt zu ziehen, wenn sie bei ihren Eltern gut untergebracht sei: Statt eure Ersparnisse auf fremde Banken zu tragen, wo sie oft wie ein Septembernebel zersauen, steckt sie in euer Bauernhaus; so wird euer Geld arbeiten für euch und für euer ganzes Geschlecht.

In unserer Zeit quantitativer Kultur (der Massenproduktion, physischer und geistiger Rekordleistungen, wirtschaftlicher Klassenassoziation und sozialer Zusammenballung) hat sich die Herrschaft der Zahl auf allen möglichen Gebieten, vorab auch in der Wirtschaft eines Volkes durchgesetzt; die Bedeutung einer Industrie wird an der Exportziffer gemessen; man spricht von einem «Rückgang» in der Landwirtschaft, im Gewerbe, wenn die Zahl der darin Erwerbstätigen sich mindert, eben infolge «wirtschaftlicher Fortschritte», vorab auf technisch vollkommener Ausrüstung mit Arbeitskraft sparenden Maschinen, Werkzeugen, Triebkräften beruhend. Dagegen soll auch heute noch der Geist über dem Zahlenmeer schweben und insbesondere der qualitativen Wägung viel mehr Beachtung geschenkt werden. Die Zahl ist wertvoll; sie mag uns vor allem auch dienen zur richtigen Einstellung aufdringlicher Ausnahmeseheinungen. Aber die Zahl allein erschliesst uns noch nicht die sozial-wirtschaftliche Bedeutung eines Erwerbszweiges.

In der Verwertung erwerbsstatistischer Ergebnisse wird vor allem und fast allgemein auf die Zahl der Erwerbstätigen abgestellt als ausschlaggebend für die Bedeutung eines Erwerbszweiges im Gesamtrahmen des wirtschaftlichen Erwerbslebens. Aber hinter derselben Zahl von Erwerbstätigen können sozialgesellschaftlich ganz verschiedene Gewichte stecken — vorab Ernährungslasten. Beispielsweise seien im Grobriss einige Zahlenbelege gegeben: («Industrien» umfassen Nahrungs- und Genussmittelindustrie, Bekleidungs-, Textil-, Papier und Leder, graphische).

	1920			
	Erwerbende	Davon weiblich	Haushaltungsangehörige	Davon Kinder
	absolut in Tausendern (in % der Erwerbenden)			
Landwirtschaft, Viehzucht. . . . .	470 (100)	97 (21)	528 (112)	303 (65)
«Industrien» und Wirtschaftsge- werbe . . . . .	473 (100)	291 (62)	317 (67)	164 (35)
Eisenbahnverkehr. . . . .	44 (100)	1,4 (3)	89 (204)	51 (117)
Seidenindustrie. . . . .	42 (100)	29 (69)	21 (50)	11 (26)
Baugewerbe und Metallindustrie .	148 (100)	4 (3)	194 (131)	112 (76)
Bekleidungsindustrie . . . . .	146 (100)	103 (71)	73 (50)	38 (26)

Wie stark weicht da die erwerbswirtschaftlich «tote Last», die jeweils von einer nahezu absolut gleichen Zahl von Erwerbenden mit getragen werden muss, voneinander ab!

Die in der Landwirtschaft Erwerbenden ernähren nahezu die doppelte Kinderzahl wie die noch etwas grössere Erwerbendenzahl in den angeführten Industrien; die im Baugewerbe und in der Metallindustrie Beschäftigten müssen für eine fast dreifach so zahlreiche Kinderschar sorgen wie diejenigen in der Bekleidungsindustrie.

Seidenindustrie wie Bekleidungsindustrie weisen relativ dieselben Belastungsquoten auf und auch nahezu den gleichen Anteil weiblicher Arbeitskräfte. Trotz dieser statistischen Gleichart dürften beide Industrien sozial nicht als gleichwertig genommen werden, da die eine Industriegruppe für einen wechselhaften Luxusbedarf arbeitet, die andere überwiegend für einen dauernd anhaltenden, notwendigen Lebensbedarf, hier für den sichereren Inlandsmarkt wie dort für einen weit mehr krisengefährdeten «Weltmarkt». Kein Mensch wird ernstlich den Gedanken einer strengen Selbstversorgungspolitik in der schweizerischen Wirtschaft vertreten. Wir sind in unserer Bedarfsversorgung viel zu internationale Menschen geworden, tragen in unserer Kleidung von der Seidenkrawatte bis zum Sohlleder täglich Erzeugnisse mehrerer, wenn nicht aller Erdteile herum und geniessen vom Morgenkaffee bis zum abendlichen Weinschoppen Produkte fremder Länder. Wir sind heute weit entrückt jenem «Glückszustande», den Brillat-Savarin vor genau hundert Jahren in der Erstausgabe seiner Physiologie des Geschmacks durch den amerikanischen Farmherrn Bülow in Hartford (Connecticut) mit den Worten schildern lässt: Wenn es unter dem Himmel einen glücklichen Menschen gibt, so sehen Sie in mir einen solchen vor sich. Alles, was Sie umgibt und was Sie bei mir gesehen haben, kommt aus meiner Wirtschaft heraus: Diese Strümpfe haben meine Mädchen gestrickt; die Rohstoffe für meine Schuhe und meine Kleider stammen von meinen Herden; diese wie mein Hühnerhof und mein Garten liefern mir eine zwar einfache, aber kräftige Nahrung. — «Nie kehrst du wieder, gold'ne Zeit»; aber immerhin darfst du dem europäischen «Weltmarkt»-Menschen von Zeit zu Zeit in Erinnerung rufen, wieviel an Unabhängigkeit und Sicherheit in der Güterversorgung verloren gegangen ist.

Unsere Berufsstatistik auf Grund der Volkszählungserhebungen gibt ohne Zweifel ein verkleinertes Bild von den in der Landwirtschaft Beschäftigten im Vergleich zur Industrie. Die Hauptursache liegt in der mehr oder weniger beschränkten Aufnahme der weiblichen Mitarbeit wie an der schwierigen Nebenberufsfrage. Nebenberufe werden am häufigsten festgestellt in denjenigen Kantonen, deren Bevölkerung am stärksten landwirtschaftlich beschäftigt ist, am seltensten in den Städtkantonen. Für die Scheidung zwischen Haupt- und Nebenberuf wurde ein Doppelkriterium angenommen, wonach Hauptberuf derjenige Beruf wäre, welcher die grösste Zeit der Jahresarbeit in Anspruch nimmt oder den verhältnismässig grössten Teil des Jahreserwerbes einbringt. Das geht über eine einfache Tatsachenfeststellung von seiten des Befragten hinaus; die Beantwortung setzt ein Überlegen und subjektives Abwägen voraus. Dazu kommt noch eine natürlich, schon durch die «Titulatur» begründete Tendenz, den differenzierenden Beruf anzugeben, nicht dasjenige, was auf dem Lande die Masse

ist: Landwirt. Das bestätigt auch die Einleitung zum ersten Bande über die Ergebnisse der eidgenössischen Betriebszählung von 1905, in der es heisst: Bei der Volkszählung werde nach dem Berufe gefragt, «und viele Personen die landwirtschaftliche Beschäftigung gar nicht als Beruf auffassen». Demgegenüber eignete der Betriebszählung von 1905 eine zwar eng beschränkte, dafür aber auch einfache und genau bestimmte Fragestellung: «Wieviele Personen gehören am 9. August 1905 zum Betriebe?» Selbstverständlich lassen sich Berufs- und Betriebszählung nicht ohne weiteres vergleichen; die eine fällt in den Winter, die andere in den Sommer mit höchst gesteigerter Tätigkeit in der Landwirtschaft, wo alles im Hause mithilft und auch noch Aushilfskräfte aus anderen Berufen vielfach herangezogen werden. Auf der anderen Seite ist nicht ausser acht zu lassen, dass die in landwirtschaftlichen Zwergbetrieben Beschäftigten keine Aufnahme in die Betriebszählung gefunden haben.

Der schon in den 90er Jahren immer wieder behauptete «Rückgang der Landwirtschaft», auch der absoluten Zahl nach, wurde auch in die amtliche Publikation der Volkszählungsergebnisse von 1900 übernommen: «Für die Gesamtbevölkerung sind die Zunahmeverhältnisse fortdauernd günstige gewesen... die landwirtschaftliche Bevölkerung dagegen geht seit 1880 beständig und in beschleunigtem Laufe zurück.» Das Rätsel des absoluten Rückganges dürfte in der Aufnahme oder Nichtaufnahme weiblicher Mitarbeit liegen, für welche bald die Haushaltung, bald die Landwirtschaft als Beschäftigung angegeben wurde. Die Einleitung zur Berufsstatistik auf Grund der Volkszählung von 1910 will die Abnahme der aktiven Berufstätigen weiblichen Geschlechtes von 1880—1888 mit dem «Amerikafieber» erklären, welches vor allem das weibliche Geschlecht erfasst habe. Die Ursache braucht kaum so weit hergeholt zu werden; die Erklärung liegt wohl oder übel in den «allzu unsicheren und willkürlichen Angaben der Zählpapiere», wo für ganz gleichartige Verhältnisse in dem einen Fall Haushaltung, im anderen dagegen Landwirtschaft angegeben wurde. Die Abnahme der Totalzahl der in der Landwirtschaft als tätig Ausgewiesenen kommt in der Hauptsache auf das Konto der weiblichen Mitarbeit zu stehen.

Erwerbende in der Landwirtschaft und Viehzucht (in Tausendern) nach Volkszählungen:

	Männlich	Weiblich	Total
1870	393	160	553
1880	404	147	551
1888	388	92	480
1900	393	80	473
1910	368	101	469
1920	376	97	473
	(Betriebszählung)		
1905	432	332	764

(Der folgende Abschnitt bildete beim Vortrage Leitsatz Nr. 4 wie der folgende mit einem Sternchen gekennzeichnete Nr. 6; da beide in der Diskussion besondere Anfechtung erfahren haben, so bleiben sie hier ohne jegliche Zutat oder auch nur textliche Abänderung.)

\* Sozialwirtschaftlich kommt einer Erwerbstätigenzahl ein um so grösseres Gewicht zu, je mehr der betreffende Erwerbszweig für einen dauerhaften, zum Unterhalt notwendigen Inlandsbedarf produziert und je weniger er hierzu vom Auslande kommender Rohmaterialien und Hilfsstoffe benötigt. Unsere sogenannten Exportindustrien werden von Erschütterungen im Wirtschaftsleben des Auslandes mit erfasst, und das um so stärker, je mehr sie einem Luxus-, Modebedarf dienen, wie Seide, Stickerei, Schokolade, Bijouterie und Uhren (dagegen günstiger Maschinen, Baumwolltextilindustrie). Die vier erstgenannten Industrien beschäftigen überwiegend weibliche Arbeitskräfte (86.000 gegen 74.000 männliche); ihr Anteil an der Gesamtzahl der Erwerbenden beläuft sich auf 8 % — gegenüber einem Anteil von 43 % am Gesamtexportwerte der Schweiz im Jahre 1923 (757 Millionen Franken bei einem Total von 1760 Millionen Franken; 1920: 1309 Millionen Franken bei 3277 Millionen Franken). Die Bedeutung der erwähnten Luxus-Exportindustrien unter dem Gesichtspunkt des Aussenhandels wie auch der investierten Kapitalien soll unangetastet bleiben; aber eine sozialwirtschaftliche Wertung kann dieselben nicht entfernt so hoch einstellen: zu der verhältnismässig geringen Beschäftigtenzahl, der überwiegenden Frauenarbeit tritt das unsichere Brot, die ständige Krisengefährdung, meist tief einschneidend, das Sozialleben erschütternd, mit Unterstützungsaktionen belastend, die Arbeitskontinuität unterbrechend: bald Überstunden, bald arbeitslose Zeit. Die so umfangreich und eingehend geführte statistische Buchhaltung über den Aussenhandel trägt mit Schuld an der üblichen Überschätzung des Exporthandels (und damit der Exportindustrien) gegenüber dem wichtigeren inneren Markt mit seiner viel ruhigeren, dauerhafteren Entwicklung.

Auf die entscheidende Bedeutung des heimischen Marktes wies vor Jahrzehnten schon Andrew Carnegie in seiner Rede als Lordrektor von St. Andrews hin; Politiker schenkten weit entfernten ausländischen Märkten viel zu grosse Aufmerksamkeit; der unvergleichlich wichtigere Inlandshandel sei der rechte König.

Unsere Konsumwirtschaft ist in ein fast rasend rasches Umsatztempo hineingeraten. Kurzfristige Güter haben die Oberhand gewonnen. Statt Dauerhaftigkeit («Solidität») der Ware in der früheren qualitätsorientierten Kultur drängt sich billige Ware in raschem Wechsel vor. Die Cupido rerum novarum ist Tagesgöttin geworden, die unersättliche Neuerungssucht der Konsumenten zur Haupttriebkraft; die oft ungemessen beschleunigende Wirkung, welche dabei Produktion und Handel ausüben, soll damit keineswegs in Abrede gestellt werden. Aber nicht der Handel allein, ja nicht einmal so sehr der Handel, nützen eine bereits vorhandene Stimmung, um nicht zu sagen Seelenrichtung, aus, die nach prickelnden Reizen des Neuen, Ungekannten hascht und pietätlos das alt Bewährte apathisch müde beiseite stellt. Von diesem Schicksal werden besonders stark Gebrauchsgüter in Kleidung und Wohnungsausstattung getroffen, deren Bestandteile und Gegenstände oft lange vor der Abnutzung ausser Dienst gesetzt werden und unnützerweise den konsumwirtschaftlichen Pensions- oder Verschwendungsfonds belasten, einzig aus der kostspieligen Lust der Abwechslung heraus.

Zur Verschwendung in hastender Zeitfolge tritt die gleichzeitige in einer Übermasse von Varietäten der Gebrauchsgegenstände, wie sie sachlich vernünftiger-

weise niemals gerechtfertigt, höchstens durch eine krankhaft gesteigerte Individualitätssucht erklärt werden kann; es sei nur erinnert an die ganz launenhaft spielende Mannigfaltigkeit in der Bemusterung der Tuche, in Hutfassonen oder Buchformaten. Als ob mit ein paar Dutzend von Variationen nicht allen praktischen Bedürfnissen gedient werden könnte. Wie lange wird es noch dauern bis «Normung», Typisierung mit den Hunderten und aber Hunderten von Spielarten aufgeräumt haben? Die wirtschaftliche Verschwendung durch Modewechsel und Eigenlaune übertrifft ohne Zweifel diejenige durch nicht volle Ausnützung der Arbeitskräfte im Detailhandel. Hier ist nicht zu übersehen, dass sich viele noch ein Auskommen schaffen, deren Unterhalt sonst der Allgemeinheit oder anderen Erwerbstätigen zur Last fiel, was nie ohne sozial ungünstige Rückwirkungen bliebe, währenddem die Rationalisierung der Wirtschaft durch Gebrauchsverlängerung wie Herstellung weniger zahlreicher Typen ohne missliche Nebenwirkungen zur Konsumverbilligung führten.

Die auf Massenproduktion eingestellte industrielle Produktion peitscht den Handel; dieser seinerseits reizt den Konsum auf durch den Blendglanz von Auslagefenstern, da und dort durch besonders geschulte Kräfte mit allem Raffinement ausgestattet, durch Reklameausverkäufe, Druckanpreisungen, Reisende. Im allgemeinen unterlaufen hier leicht Übertreibungen in der Einschätzung der vertuernden Wirkung der erwähnten Attraktionsmittel. Der mit Recht gezeisselte Animierreisende, der wider Bedürfnis und über Bedarf stehende Waren- und Mengenaufträge unterzeichnen lässt, bildet im ganzen gesehen doch eine Ausnahme gegenüber dem seriösen Handelsreisenden, der als technischer Fortschrittsverbreiter wie Preisregulator auf dem Wege solider Konkurrenz wirkt.

Nach dieser umrisshaften Gesamteinstellung wollen wir einer Einzelfrage näher treten, die in den letzten Monaten viel die öffentliche Diskussion beschäftigte: die vertuernde Wirkung des Handels auf die Lebenshaltung in der Schweiz. In der «Neuen Zürcher Zeitung» schrieb Prof. Dr. Laur Ende April, die wichtigste Quelle der Verteuerung in der Schweiz liege in der absoluten und relativen Zunahme des Handels. In offizieller Rede an der Basler Mustermesse schob Bundesrat Schulthess einen guten Teil der Schuld an den hohen Inlandspreisen dem unrationellen Zwischenhandel zu, der vielzuviel Leute erhalten muss. In der Junisession der eidgenössischen Räte wurde speziell die zum Aufsehen mahnende grosse Zahl der Handelsreisenden angeklagt, dass sie die Waren über Verhältnis verteuerten.

Was sagt die Statistik dazu — zunächst zu der Zahl der Handelsreisenden? Deren statistisch ausgewiesene Zahl — und diese ist infolge möglicher Doppelzählung derselben Person grösser als die wirkliche — betrug seit dem Jahre 1911 rund in Tausendern: 35, 36, 37, 37; 1915 ff.: 27, 25, 24, 29; 1920 ff.: 33, 39, 39, 39. Von einer erheblichen Steigerung kann da wohl nur im kurzzeitigen Vergleich mit den Kriegsjahren gesprochen werden. Erstreckt man den Vergleich der letzten Jahre auf die Zahlen vor einem Jahrzehnt zurück, so ergibt sich keinesfalls eine Zunahme, welche die Teuerung auch nur in einem wesentlichen Anteil zu erklären vermöchte. Auf je 100.000 der Bevölkerung beläuft sich die Zunahme der Handelsreisenden gegenüber vor 10 Jahren auf .32, diejenige der öffentlichen Beamten in

der allgemeinen Verwaltung auf 167, womit nicht entfernt gesagt sein soll, dass nun die Beamten für die Hauptursache der Teuerung als Sündenbock herhalten sollen. Die Teuerungsursache wollte man speziell für Lebensmittel ausfindig machen. Hier gibt uns der Ausweis der Handelsreisenden nach Geschäftszweigen wichtige Fingerzeige: Von den ausgewiesenen 37.008 Reisenden entfielen auf die Branche «Lebens- und Genussmittel ohne Wein» 5861 gleich 15,8 %, auf Wein 3905 und auf Tabak, Zigarren 1572, zusammen gleich 14,8 %; rechnen wir Haushaltungsartikel hinzu, so kommen wir auf ein Total von 33,6 %. Für die Kleidungsstücken in Textilwaren, Leder, Pelz, Hüten 8040 Reisende in Frage gleich 21,7 %, mit Lebens- und Genussmitteln zusammen 55 %, die höchstens für einen direkten Einfluss auf die Haushaltskosten in Betracht kommen könnten; Maschinen, Metall, chemische Produkte usw. dürften füglich bei der Lebensmittelverteuerung ausser Frage kommen.

Wie steht es mit der Gesamtheit der im Handel Beschäftigten, deren Zunahme die Hauptursache der Verteuerung unserer Lebenshaltung sein soll? Da erhebt sich zunächst die Frage, welche Zahlen der Berufsstatistik herangezogen werden sollen: diejenigen der Erwerbsklasse «Handel», worin auch das Wirtschaftsgewerbe, die Zimmervermietung und Kostgeberei mit eingeschlossen ist, oder nur die Erwerbsgruppe Handel zusammen mit dem Bank-, Börsen-, Versicherungswesen, der Stellen- und Liegenschaftsvermittlung, Annoncenbureaux oder endlich der Erwerbszweig «eigentlicher Handel». Doch wohl nur der letztere, denn es ist nicht leicht einzusehen, dass eine Vermehrung des Personals bei Banken, Stellenvermittlungen, Leihinstituten oder der Angestellten an Börsen oder bei Versicherungsanstalten einen bemerkenswerten Einfluss haben soll auf die «Teuerung», die Preiserhöhung etwa von Margarine, Hammelfleisch oder Südfrüchten. Über die zahlenmässige Entwicklung im eigentlichen Handel seit dem Jahre 1900 gebe folgende Übersicht Auskunft:

Erwerbende in Tausendern (davon Angestellte):

	1900	1910	1920
Total . . . . .	69,8 (26,2)	95,7 (44,7)	111 (49,5)
männlich . . . . .	47,1 (14,1)	62,6 (22,6)	70 (22,2)
weiblich . . . . .	22,7 (12,1)	33,1 (22,1)	41 (27,3)

In Prozentzunahme gegen letztem Jahrzehnt:

Total . . . . .	37 (71)	22 (18)
männlich . . . . .	33 (60)	16 (— 3)
weiblich . . . . .	46 (83)	35 (43)

Daraus tritt doch deutlich genug hervor, dass die Zunahme der im eigentlichen Handel Erwerbenden von 1900—1910 weit grösser war als 1910—1920. Eine Teuerung als Folge der Zahlsteigerung angenommen, hätte konsequenterweise vor einem Jahrzehnt viel stärker hervortreten müssen als in den letzten Jahren. Die vergleichsweise geringere Vermehrung von 1920 gegenüber 1910 erfolgte doppelt so stark beim weiblichen Personal, und da wiederum in höherem Masse bei den Angestellten — so dass schliesslich als arme Schuldigste an der ungewöhnlich hohen Teuerung der Schweiz Ladenmamsellen und Typfräulein hängen blieben.

Die statistisch-zahlenmässige Stütze des Irrtums war wohl nur möglich, weil nicht überall beachtet wurde, wie statistische Zahlen eine Synthese, ein mixtum compositum, ein oft lächerlich verschiedenartig Zusammengesetztes, eine unhomogene Masse bilden. Für kritische Sichtung leistet da gute Dienste der Mahnsatz: Divide et impera! Teile auf, spalte, erstrebe möglichste Gleichartigkeit der Teile und behalte damit die Herrschaft über die Globalzahl!

\* Unsere Produktionswirtschaft wird immer stärker belastet durch «Studierte», Beamte wie Bureauangestellte. Die Zahl der in der öffentlichen allgemeinen Verwaltung Tätigen hat sich von 1900 bis 1920 verzweieinhalbfacht (von 6000 auf 16.000). Die Zunahmetendenz steigerte sich im letzten Jahrzehnt. Auf je 100.000 Bewohner trafen 1900 öffentliche Beamte 198, 1910: 245, 1920: 412. Die grosse Masse von Privatbeamten und Angestellten hinzugerechnet, gelangen wir zu einer Steigerung des Schreib-, Bureaupersonals von rund 134.000 auf 264.000 während der letzten 20 Jahre, also fast eine Verdoppelung, was sich mit der Betriebskonzentration wie dem Organisationsausbau allein nicht erklären lässt. Die Angestellten bilden zwischen den Selbständigen und Arbeitern eine neue Sozialschicht von wachsender Bedeutung. In der Berufsart «Vertreter und Sekretariate von beruflichen und gemeinnützigen Verbänden, Handelskammern» finden wir 1900: 401, 1910 erst 542, 1920 dagegen 1814 «Erwerbende»; «Stenographen- und Schreibbureaux» haben ihre Zahl im letzten Jahrzehnt nahezu verfünffacht. Die Schreibmaschine ist zu einem Kennzeichen unserer Wirtschaft geworden.

Die sozialwirtschaftliche Betrachtung findet neben der Volksgesundheit, Volksmoral, Familiengemeinschaft, sozialen Assoziation überhaupt, ein Hauptkriterium in der Konsumwirtschaft. Dabei wird die Ausgabegestaltung zum mindesten ebenso sehr zur Geltung kommen wie die Einnahmeseite. Einsparen, wirtschaftliches Berechnen, beste Ausnützung (es sei an die Verschwendung in unserer übermässigen Fleischernahrung erinnert) wiegen im Haushalt eine Einnahmevermehrung auf. Die Mehrheit der Ausgaben geht durch die Hand der Hausfrau. Der Haushaltsberuf soll die weitestgehende Förderung erfahren, auch in unserer Berufsstatistik Sitz und Stimme erhalten, und nicht länger als blosses Anhängsel unter dem in der letzten Volkszählungspublikation ja verbesserten Titel «Angehörige» (statt «Ernährte») figurieren. Die fundamentale Tatsache, dass durchschnittlich die Hälfte, in niedrigen Einkommensstufen bis zu zwei Drittel der Ausgaben für die Nahrung erfolgt, kann nicht genug in die Köpfe eingehämmert werden.

Es ist ein jedenfalls von den Göttern wenig begünstigtes Los, letzter Redner zu sein, nachdem die Aufnahmefähigkeit einer ebenso ungewöhnlich zahlreichen wie geduldigen Zuhörerschaft bereits in die vierte Vormittagsstunde hinein in Anspruch genommen ist, in stark gekürzter Sprechzeit, wie sie mir überdies durch die Höflichkeitspflicht, die Diskussion in etwas noch in Fluss kommen zu lassen, auferlegt war. Muss ich statistische Fachkollegen um Nachsicht bitten, dass ich im notwendig engen Aussenrahmen da und dort versuchte, den Allglauben an die nackte Zahl zu rauben. Am 23. Mai 1775 sagte Pfarrer Joh. Heinrich Waser in einem Vortrag in der physikalischen Gesellschaft in Zürich: «Aber mit leeren Zahlen, die nur schlechthin die Beschaffenheit der Bevölkerung ausdrücken, ist doch



